



## Wir kommentieren

**die Mischehen in der Schweiz:** Mischehen, die meistbedrohten Ehen – Das Problem im Lichte der Statistik – Die Situation der Frau und des Fremdarbeiters – Die Frage an die Seelsorge – Entspricht das kirchliche Eherecht noch der Situation?

**ein unbekanntes Zeugnis aus Afrika:** Die mutige Haltung eines jungen afrikanischen Bischofs – Verhaftung eines Priesters in Ghana – Sein Bischof drei Tage und Nächte auf den Stufen zum Gefängnis – Der Bischof gehört an die Seite seines unschuldigen Priesters – Die Behörden geben nach.

## Zur Osterzeit

**Meditationen über den Himmel:** 1. Die Engel: Im Himmel werden wir alle «sein wie die Engel» – «Sentimentale Degradierung» des Engels in der Neuzeit – Der Engel ist keine

«rührende Aufsichtsperson» – Weltwesen – Unsere Ähnlichkeit im Himmel mit diesen herrlichen Wesen Gottes – 2. «Ort» des Himmels: Das transzendente «Oben» – Dieses «Oben» ist der auferstandene Herr – Das immanente «Unten» – Auch im «Herz der Erde» ist Christus – Im Himmel wird all das zum offenen Daseinsraum – 3. «Christus erkennen»: Erkennen heißt Einswerdung – Das «Sehen» – Nichts ist im Himmel starr – Ewiges Hineinwachsen in Gott – Leidlosigkeit – Christus verspricht jedem sein eigenes Glück – Der «dienende Gott» – Ganzheitliche Selbstwerdung – Der neue Leib – 4. Mitsein in der Liebe: Auch die anderen Menschen werden für uns Himmel – Die Suche nach Gott, die zärtlichste Tat menschlicher Liebe – 5. Der Anfang: Begegnung mit dem dreifaltigen Gott – Eine neue Welt beginnt.

## Soziologie

**Soziologische Aspekte zur Frage der Ge-**

**burtenbeschränkung (2):** Mikrogenetische Aspekte – Das individuelle Problem der kinderreichen Familie – Eine verantwortungsbewußte Geburtenregelung – Bemühungen der katholischen Moraltheologie um eine angemessene Lösung – Das Sexualgeschehen ist eine ganzheitlich-komplexe Einheit – Der einzelne Akt muß dem Gesamtgeschehen ein- und untergeordnet werden.

## Begegnungen

**Priester-Silhouetten:** Wie wirken die Priester auf den Laien? – Ein Benediktinermönch – die personifizierte Hoffnung – Kardinal Hlond – und der Pfarrer, der ein Glas zuviel trank – Ein Erzabt – und der «politische Katholizismus» – Ein Barfüßermönch – und die Juden – Ein Pfarrer, der alles andere war als ein Pfarrer – Sein Glück: einen besonders intelligenten Bischof zu haben – Diener Gottes und Diener des Menschen.

## KOMMENTARE

### Mischehen in der Schweiz

Eine große Zahl der Ehen ist heute zerrüttet. Darüber sind sich Eheberater, Anwälte, Ärzte und Geistliche, alle die sich berufsmäßig mit Ehefragen zu befassen haben, durchaus einig. Uneinigkeiten über das sexuelle Leben in der Ehe, die Kindererziehung und das Verhältnis zu den Verwandten der Ehegatten führen mehr und mehr zur Scheidung. Von 1940 bis 1946 kamen jährlich im Durchschnitt 317 Scheidungen auf 100000 Ehen, von 1947 bis 1955 aber 435. In bestimmten Kreisen spricht man offen von einer Ehekrise. Man mobilisiert alle geistigen Kräfte, um die Ursachen zu ergründen und Mittel dagegen ausfindig zu machen. Die Untersuchung der zerrütteten Eheverhältnisse kommt immer zu dem einen konstanten Ergebnis: die meist bedrohten Ehen sind die Mischehen. Man sehe die Ehescheidungs zahlen, die das bestätigen: «Bei Ehepaaren gleicher Religion stieg von 1941 bis 1950 die Zahl der Scheidungen von 340 auf 357 pro 100000 Ehen, das sind 5 Prozent, bei Mischehen dagegen von 829 auf 998, was 20 Prozent ausmacht» («Mouvement de la population en Suisse 1949 à 1956/57», S. 29f.).

Bevor wir vom seelsorglichen Standpunkt aus darüber sprechen, wollen wir zuerst das Problem sehen, wie es sich in der Schweiz stellt. Die Statistiken liefern die nötigen Unterlagen. Wir müssen unsere Untersuchungen aber auf die in den letzten Jahren geschlossenen Mischehen beschränken, eine Statistik sämtlicher heute bestehender Mischehen ist uns im Moment unmöglich.

### Die Mischehen nach den Angaben des Statistischen Amtes

Das Eidgenössische Statistische Amt veröffentlichte im «Statistischen Jahrbuch der Schweiz» (Bern 1961, S. 48) eine

Tabelle über die religiöse Zugehörigkeit der Neuvermählten. Von diesen Angaben aus können wir uns einen Begriff vom Umfang des Mischeheproblems in unserem Land machen. Die Zahlen vermitteln zunächst ein Bild über die Heiraten von Katholiken in den Jahren 1950 bis 1960.

#### 1. Ehen von Katholiken<sup>1</sup>

Jahr	homogene	gemischte		Gesamtzahl der Ehen von Katholiken
		absolute Zahl	%	
1950	12 454	7 405	37	19 859
1951	12 587	7 877	38	20 464
1952	13 048	7 728	37	20 776
1953	12 806	7 965	38	20 771
1954	13 635	8 223	37	21 858
1955	14 529	8 662	37	23 191
1956	15 121	8 810	36	23 931
1957	16 171	8 863	35	25 034
1958	15 790	8 560	35	24 350
1959	15 818	8 522	35	24 340
1960	16 747	8 932	34	25 679
1950/60	158 706	91 547	36	250 253

<sup>1</sup> Obwohl die Zivilstandsregister nicht zwischen römisch-katholisch und christ-katholisch unterscheiden, bleibt sich die Situation ziemlich gleich, da nach der Volkszählung von 1950 nur 1,4 Prozent der Katholiken Christ-katholiken sind.

Diese und die beiden folgenden Tabellen berücksichtigen nur die beim Zivilstandsamt registrierten Ehen. Sie sagen nichts über deren religiöse Situation. «Homogene Ehen» sind Ehen zwischen Personen derselben Konfession. Der Ausdruck «gemischte Ehen» bezeichnet nicht nur die Verbindung zwischen Katholiken und getauften, aber nichtkatholischen Personen, sondern ebenso die zwischen Katholiken und Nichtgetauften (das Zivilstandsamt kennt den Unterschied zwischen «gemischter Religion» und «Verschiedenheit des Kultes» nicht). Aus der Tabelle ergibt sich die Tatsache, daß 36 Prozent der von Katholiken geschlossenen Ehen Mischehen sind. Wenn wir die Kolonne «gemischte Prozent» beachten, konstatieren wir, daß der Prozentsatz von 38 im Jahre 1953 auf 34 im Jahre 1960 gefallen ist. Es gab also 1960 relativ weniger gemischte Ehen als 1953, obwohl die absoluten Zahlen größer wurden. Der prozentuale Rückgang kommt wesentlich von der Zunahme der Zahl der homogenen Ehen. Die Zunahme der homogenen Ehen kommt von der beträchtlichen Zahl italienischer Arbeiter in der Schweiz, die katholisch sind. Für die Schweizer bleibt sich wohl der Prozentsatz gleich. Folglich ist ein gutes Drittel der Ehen von Katholiken gemischt.

## 2. Von Katholiken eingegangene Mischehen

Jahr	Mann katholisch			Frau katholisch			Total
	Frau			Mann			
	protestantisch	israelitisch	andere od. keine Religion	protestantisch	israelitisch	andere od. keine Religion	
1950	2 776	8	15	4 497	24	85	7 405
1951	2 924	6	16	4 800	30	101	7 877
1952	2 789	3	22	4 791	15	108	7 728
1953	2 924	9	23	4 880	30	99	7 965
1954	3 100	6	29	4 968	25	95	8 223
1955	3 288	6	32	5 210	29	97	8 662
1956	3 370	12	27	5 263	24	114	8 810
1957	3 440	6	36	5 233	24	124	8 863
1958	3 451	10	27	4 952	23	97	8 560
1959	3 547	12	41	4 793	26	103	8 522
1960	3 750	9	50	4 976	25	122	8 932
1950/60	35 359	87	318	54 363	275	1 145	91 547

Die obige Tabelle zeigt die konfessionelle Zugehörigkeit der von Katholiken gewählten Ehepartner.

Nach der Tabelle sind die Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten weitaus am zahlreichsten: Es waren 89 722 in den Jahren 1950 bis 1960, während es nur 1825 Ehen von Katholiken mit Israeliten, von Katholiken mit Personen einer anderen (nicht christlichen) Religion und von Katholiken mit Religionslosen gab. Demnach ist in der Schweiz die Mischehe der Ort der spürbarsten Begegnung zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche.

## 3. Auf tausend neue Ehen

Jahr	homogene Ehen			Mischehen	
	protestantisch	katholisch	andere oder keine Religion	von Katholiken (*)	von Personen anderer oder keiner Religion (*)
1950	454	335	4	200	7
1951	446	333	4	209	8
1952	434	348	4	206	8
1953	433	342	4	213	8
1954	418	356	3	215	8
1955	406	366	3	218	7
1956	399	373	3	218	7
1957	389	388	3	213	7
1958	380	395	3	214	8
1959	383	394	3	212	8
1960	370	403	4	215	8

Andererseits geht bei den Katholiken die Frau leichter eine Mischehe ein als der Mann. In diesen zehn Jahren haben 17 Prozent der katholischen Männer, aber 26 Prozent der katholischen Frauen einen nichtkatholischen Partner geheiratet.

In der dritten Tabelle wird die Häufigkeit von Mischehen mit jener der homogenen Ehen im Laufe der Jahre 1950 bis 1960 verglichen.

Die homogenen Ehen von Israeliten, von Angehörigen einer anderen Religion oder von Religionslosen sind spürbar gleich geblieben (vier Promille). Die homogenen protestantischen Ehen sind stark zurückgegangen: von 455 Promille auf 370. In der gleichen Zeit hat die Zahl der homogenen katholischen Ehen zugenommen und die Zahl der protestantischen Ehen überholt: von 335 Promille im Jahre 1950 auf 403 im Jahre 1960. Die Mischehen mit Katholiken haben von 200 auf 215 Promille zugenommen, während die Häufigkeit der Mischehen anderer Personen sichtlich die gleiche blieb (acht Promille). Im «Mouvement de la population en Suisse 1949-1956/57» (Bern 1959) geht das Eidgenössische Statistische Amt den Gründen dieser Entwicklung nach (S. 8 bis 12).

Nach diesem Kommentar ist die Zunahme der homogener und gemischter katholischer Ehen hauptsächlich auf den beträchtlichen Zuzug ausländischer Arbeiter zurückzuführen, was wir schon oben bei Tabelle 1 erwähnt haben.

## Kirchenrechtliche Situation der Mischehen

Damit die Mischehe eines Katholiken gültig ist, muß sie gemäß Kan. 1094 und 1095 des «Codex iuris canonici» vor dem Ortspfarrer oder einem delegierten Priester und vor zwei Zeugen geschlossen werden. Wieviele Neuvermählte haben aber kirchlich geheiratet? ... Ein Vergleich der Zahlen der bischöflichen Kanzleien mit denen des Eidgenössischen Statistischen Amtes mag das zeigen.

## 4. Zahl der in den Jahren 1950 bis 1960 gewährten Dispensen von gemischter Religion und Verschiedenheit des Kultes

Jahr	Diözese							Total
	Freiburg Lausanne Genf	Sitten	Saint-Maurice	Basel	Lugano	Chur	St. Gallen	
1950	682	84	4	1 382	65	709	211	3 137
1951	693	80	3	1 454	72	742	239	3 283
1952	685	85	4	1 400	49	750	230	3 203
1953	685	77	3	1 389	65	804	207	3 230
1954	740	81	4	1 394	65	801	250	3 335
1955	843	83	2	1 548	54	814	262	3 606
1956	692	95	2	1 619	67	815	248	3 538
1957	834	75	5	1 641	77	882	267	3 781
1958	796	96	1	1 663	77	930	253	3 816
1959	822	86	4	1 567	67	936	256	3 738
1960	741	101	5	1 779	78	980	281	3 965
Total	8 231	943	37	16 836	736	9 163	2 704	38 632

Unter «Mischehen» verstehen wir, wie bisher, nicht nur Verbindungen zwischen Katholiken und getauften Nichtkatholiken (gemischte Religion), sondern auch zwischen Katholiken und Nichtgetauften (Verschiedenheit des Kultes). Die Bischöfe geben mit der Dispens von der «gemischter Religion» immer auch «ad cautelam» die von der «Verschiedenheit des Kultes».

\* Es handelt sich um alle beim Zivilstandsamt von Katholiken eingegangenen Mischehen.

\* Es handelt sich um Personen anderer oder keiner Religion, die Mischehen eingegangen, aber nicht mit Katholiken.

## 5. Zahl der von Katholiken eingegangenen Mischehen

Jahr	beim Zivilstandsamt eingetragene Ehen		katholisch geschlossene Ehen		nicht in der katholischen Kirche geschlossene Ehen	
	absolute Zahlen	%	absolute Zahlen	%	absolute Zahlen	%
1950	7 405	100	3 137	42	4 268	58
1951	7 877	100	3 283	42	4 594	58
1952	7 728	100	3 203	41	4 525	59
1953	7 965	100	3 230	41	4 735	59
1954	8 223	100	3 335	41	4 888	59
1955	8 662	100	3 606	42	5 056	58
1956	8 810	100	3 538	40	5 272	60
1957	8 863	100	3 781	43	5 082	57
1958	8 560	100	3 816	45	4 744	55
1959	8 522	100	3 738	44	4 784	56
1960	8 932	100	3 965	44	4 967	56
1950/60	91 547	100	38 632	42	52 915	58

Aus dieser Tabelle ergibt sich, daß von 1950 bis 1960 58 Prozent der Katholiken, die gemischt heirateten, es außerhalb ihrer Kirche taten; das sind 21 Prozent aller Katholiken, die sich in der gleichen Zeit verheirateten.

### Schlußfolgerungen

In der Schweiz ist die Mischehe kein zweitrangiges Faktum, sondern eine der bedeutendsten Tatsachen. Die Mischehe betrifft ein Drittel der Heiraten von Katholiken. Damit wird die Mischehe zum Ort der häufigsten und gleichzeitig der delikatesten Begegnung der katholischen Kirche mit den protestantischen Kirchen. Was die absoluten Zahlen betrifft, hat ihre Häufigkeit besonders in den letzten zehn Jahren in den Diözesen mit gemischter religiöser Bevölkerung zugenommen: Basel 397; Chur (Zürich) 271; St. Gallen 70; Lausanne, Genf, Fribourg 59. Dabei handelt es sich nur um die Zahlen der mit bischöflicher Dispens geschlossenen Mischehen. Parallel dazu ergibt sich ohne Zweifel das gleiche Bild im Falle der außerhalb der katholischen Kirche geschlossenen Ehen.

Zwei Kategorien von Personen verdienen besondere Beachtung: die Frau, die viel öfter gemischt heiratet als der Mann (18 Prozent der katholischen Männer und 26 Prozent der katholischen Frauen), und die vielen Fremdarbeiter, vor allem die Italiener, deren Zuzug eine der Hauptursachen der Steigerung der Mischehen ist. Ob die Ziffern nicht auch ein Hinweis dafür sind, daß die Mischehe für die Frau und die Fremdarbeiter besonders schwere Schicksale bringen kann?

Für den Seelsorger bildet das Glaubensleben der katholischen Partner in der Mischehe die Sorgenfrage. Von katholischen Mischehepartnern, die kirchlich geheiratet haben (42 Prozent der Mischehen), verfällt mehr als die Hälfte, von löblichen Ausnahmen abgesehen, der Indifferenz (in einer der nächsten Nummern wird davon noch die Rede sein, die Red.). Das gleiche gilt für die Kinder. Nach einer Teilerhebung in der Westschweiz praktizieren sonntags nur halb so viel Männer aus Mischehen als Männer aus ganz katholischen Familien. Bei außerhalb der katholischen Kirche geschlossenen Mischehen (58 Prozent) werden die meisten Paare zweifellos in der reformierten Kirche getraut. Die katholischen Partner treten in großer Zahl aus ihrer Kirche aus. Von den jährlich heiratenden Katholiken scheiden 12 Prozent (sozusagen) definitiv aus der Kirche aus. Nicht zu reden von den Kindern, die nicht in der katholischen Religion erzogen werden.

Das sind alarmierende Feststellungen. Wo liegen die Gründe der Lauheit und des tragischen Abfalls? Ist die Mischehe an sich für das religiöse Leben der Partner unpassend? Wie soll man es dann aber erklären, daß es religiös gemischte Familien gibt, deren christliches Zeugnis beispielhaft ist und aus denen

in mehr als einem Fall Priester und Ordensfrauen hervorgehen? Dürfte es sich deshalb nicht viel mehr um ein seelsorgerisches Versagen gegenüber den Mischehefamilien handeln? Könnte man sich dann nicht um Verbesserung bemühen?

Schließlich, stellt sich nicht auch die Frage, ob die heutige kirchliche Rechtsprechung noch den wirklichen Verhältnissen gerecht wird? Erfüllen bestimmte Maßnahmen wirklich den Zweck, die Mischehen zu erschweren? Oder bilden sie nicht vielmehr, als psychologische Faktoren, Hindernisse, die einem in einer anderen Kirche getrauten Katholiken die Wiederausöhnung mit seiner Kirche verunmöglichen? Wäre daher, bei Gelegenheit des Konzils, nicht eine Revision der Mischehegesetze wünschbar?

Josef Candolfi

### Ein unbekanntes Zeugnis aus Afrika

Wir diskutierten heftig im fahrenden Auto und sahen kaum mehr etwas von der Landschaft. Unser Gesprächsthema kreiste um den Einfluß wahrer und erfundener Sensationsmeldungen in der Presse.

«Ach, immer diese Sensationsmeldungen, die durch die Presse geistern. Das ist doch etwas Schreckliches. Sie fragen mich, ob ich etwas von jenem Bischof im Sudan weiß, der nach seiner Rückkehr vom Konzil angeblich von einer mohammedanischen Sekte ermordet wurde? Ja, ich habe kurz darüber gehört, aber es war, wie ich von Anfang an vermutete, ein falsches Gerücht, das inzwischen längst bei uns in Afrika dementiert wurde. So viel ich weiß, lebt jener Bischof weiter unangetastet in seiner Residenz.» Diese Worte sprach der weiße südafrikanische Erzbischof *Denis Hurley* von Durban.

Nachdenklich fügte er dann hinzu: «Hingegen jene Nachricht von dem ghanesischen Erzbischof *John Kodwo Amisshah*, der drei Tage und Nächte nicht von der Schwelle des Gefängnisses wich, in dem einer seiner Priester inhaftiert war, werden Sie ja bestimmt kennen?» Wir ändern Mitfahrer im Auto verneinten seine Frage. Keiner von uns hatte je eine solche Nachricht irgendwo gelesen. «Aber das ist doch sonderbar», erwiderte er kopfschüttelnd. «Da verbreitet die europäische Presse unwahre Meldungen nur wegen ihrer nervenkitzelnden Sensation und unterschlägt auf der andern Seite wirkliche, interessante Erlebnisse mit menschlichem Wert. Das ist doch unglücklich!» Worauf uns der südafrikanische Erzbischof Hurley folgende Geschichte erzählte:

Nach der Rückkehr von Rom nach Cape Coast (Ghana) erfüllte der dort residierende Erzbischof John Kodwo Amisshah, daß einer seiner einheimischen Priester verhaftet worden war und sich im Gefängnis befand. Was war der Grund seiner Verhaftung? Nkrumah ist der Präsident von Ghana, und man beginnt einen starken Kult mit ihm zu treiben, der in unangenehmer Weise an den Personenkult anderer, uns in Europa sattsam bekannter Vorbilder erinnert. Nun, dieser junge Priester hatte einen warnenden Artikel geschrieben, nicht gegen den Präsidenten Nkrumah, sondern gegen den überhandnehmenden Nkrumahismus, den er als wachsende Gefahr für sein Land empfand. Daraufhin erfolgte kurzerhand seine Verhaftung. Der Erzbischof gelangte an die geeigneten Stellen in der Behörde, um entweder eine sofortige öffentliche gerichtliche Aburteilung oder die Freilassung seines Priesters zu erwirken. Als man ihm jedoch bedeutete, daß der Geistliche vorläufig auf «unbestimmte Zeit» im Untersuchungsgefängnis bleiben müßte, sagte der Erzbischof ruhig, in diesem Falle gehöre der Bischof selbstverständlich an die Seite seines Priesters.

Und was tat der hochwürdige Erzbischof John Kodwo? Er nahm sich eine Decke und richtete sich auf den Stufen des Gefängnisses häuslich ein. Nachts schlief er dort, und scho-

am ersten Morgen brachten ihm seine Gläubigen einen kleinen, tragbaren Altar, an dem er die Heilige Messe zelebrierte. Die Gläubigen und andere Passanten, die neugierig auf ihrem Weg anhielten, assistierten bei dieser Messe, und er hielt ihnen eine Predigt. Man brachte ihm dann das Essen, aber er verließ die Stufen nicht. Wieder schlief er dort, und am andern Morgen feierte er erneut, auf der Gefängnistreppe, die Heilige Messe. Am zweiten Morgen hatte sich die Ansammlung bereits um einige tausend Menschen vergrößert. Gleich wie am Vortag hielt er ihnen eine Predigt, und alle harrten mit ihm während des ganzen Tages aus, indem sie mit ihm zusammen Psalmen beteten und Kirchenlieder sangen. Am dritten Tag kam eine etwa 8000köpfige Menschenmenge zu seiner Messe. In seiner

Kirche waren wohl noch nie so aufmerksame und opferwillige Zuhörer anwesend wie hier im Freien. Und wieder sangen sie den ganzen Tag religiöse Lieder. Am Abend bat ihn die Behörde, «um Gottes willen» sofort von den Gefängnisstufen zu verschwinden, denn eine große Angst vor dieser frommen, immer mehr anschwellenden Menge hatte sie erfaßt. Also verließ der Erzbischof die Gefängnistreppe – aber nicht ohne seinen verhafteten Priester, den man in aller Eile sofort auf freien Fuß gesetzt hatte.

Diese Begebenheit geschah unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und zeigt die mutige, selbstverständliche Haltung eines jungen, 41jährigen afrikanischen Bischofs  
G. Weigner

## MEDITATIONEN ÜBER DEN HIMMEL

Würden wir einen einfachen Christen nach dem Himmel befragen, so würde er wahrscheinlich seine Antwort damit beginnen, daß er sagt: «Himmel ist dort, wo die Engel sind». Himmel und Engel gehören in der christlichen Vorstellungswelt wesentlich zusammen. Christus sagte ausdrücklich: «Im Himmel werdet ihr alle sein wie die Engel». Deshalb ist die Antwort des Einfachen, wenn auch nicht erschöpfend, zutiefst richtig. Sie setzt uns auf eine Spur. Wenn wir über das Wesen der Engel nachdenken, kommen wir jener Wirklichkeit einen Schritt näher, die Himmel heißt, und wo wir alle sein werden wie die Engel.

### Die Engel

Was ist ein Engel? Romano Guardini weist in seinem «Der Engel in Dantes göttlicher Komödie» eindringlich darauf hin, daß die Engel im Gefühl und in der Vorstellung der Neuzeit weitgehend zu weichen Wesen geworden sind. Die Gestalt des Engels erfuhr seit dem ausgehenden Mittelalter eine «sentimentale Degradierung». «Wer sehen will, was sie eigentlich sind und wie sie im christlichen Dasein stehen, muß das meiste vergessen, was die Kunst der letzten fünf bis sechs Jahrhunderte – von der Andachtsindustrie nicht zu reden – hervorgebracht hat und sich zuerst durch das Alte Testament belehren lassen.»

In der biblischen Offenbarung ist der Engel nicht jene rührende Aufsichtsperson, die das Kind davor bewahrt, von einer Brücke herunterzufallen oder von einer Schlange gebissen zu werden. Der Engel ist das früheste Geschöpf Gottes. Er hat einen einzigen Lebensinhalt: Gott. Seine Existenz besteht im Mitvollzug des göttlichen Lebens durch Liebe, Anschauung, Lob und Dienst. Seine Lebendigkeit kommt daher, daß er sich mit seinem ganzen Wesen für Gott entschieden hat. Diese Entscheidung fand im ersten Augenblick seines Daseins statt. Denn er ist reiner Geist, und deshalb vollends einfach. In jeder seiner Taten ist sein ganzes Wesen gesammelt. Sein erster Augenblick war bereits klarstes Bewußtsein, wache Freiheit, restlose Selbstverwirklichung. Eine ungeheure Tat gleich am Anfang des Lebens, der Entscheidung des Menschen im Moment des Todes ähnlich. Wenn wir versuchen, einmal die Fülle unserer geistigen Erfahrungen zusammenzufassen – die Erfahrungen von Größe, Entrückung, Friede, Sehnsucht, Reinheit, Schönheit, Kühnheit, und vor allem Liebe –, dann erahnen wir etwas, das dem Engel wie sein Schatten gleichen könnte. Rilke begriff etwas vom Wesen der Engel, als er sie «frühe Geglückte, Verwöhnte der Schöpfung, Höhenzüge, morgenrötliche Grate aller Erschaffung, Pollen der blühenden Gottheit, Gelenke des Lichtes, Gänge, Treppen, Throne, Räume aus Wesen, Schilde aus Wonne, Tumulte stürmisch entzückten Gefühls» nannte.

Da ist zum Beispiel im Alten Testament der Bericht vom Jakobs Kampf. Den einsam in der Nacht wartenden Jakob greift ein Mann an. Er ist furchterregend, stark, seismächtig, im Geheimnis verborgen. Es ist ein Geschöpf, ein endliches Wesen also, der Engel Gottes. Und doch ist er Bote Gottes in dem ungeheuren Sinn, daß er irgendwie den Sendenden, also Gott selbst, bringt. Wenn im Alten Testament ein Engel erscheint, so geschieht Heiliges, Herrliches, aber auch zugleich Furchtbares und Schreckenvolles.

Im Neuen Testament mildert sich diese Furchtbarkeit, diese Wildheit der Engelwesen. Aber selbst hier haftet ihnen etwas Fürchterliches an. Wenn der Erzengel an der Seite des Räucheraltars erscheint, oder bei Maria eintritt, wenn ein Engel vor den Hirten auf dem Feld steht und die Herrlichkeit Gottes ihr umleuchtet, wenn er am Ostermorgen mit flammendem Angesicht das Grab öffnet und den Frauen erscheint, dann lautet sein erstes Wort immer: «Fürchte dich nicht!»

Ganz ins Übergewaltige steigen wieder die Engelsegestalten in den «Geheimen Offenbarungen» des Johannes. Sie sind Weltwesen, ja Weltwesenheiten. Vor das versiegelte Buch tritt ein gewaltiger Engel und verkündet mit mächtiger Stimme das Schicksal der Welt. Vier andere stehen an den Enden der Erde und bändigen die Winde. Sieben stehen vor Gott mit goldenen Posaunen, deren Stoß unendliche Schrecken auf die Welt bringt. Einer tritt mit goldenem Rauchgefäß vor den Altar, füllt es mit Feuer und schleudert es auf die Erde. Bei jenem gewaltigen Engel, der vom Himmel herabkommt angetan mit einer Wolke, den Regenbogen um das Haupt, das Angesicht wie die Sonne, seine Füße wie Feuersäulen, der rechten Fuß auf das Meer, den linken auf das Land setzt, mit mächtiger Stimme ruft, wie der Löwe brüllt.

Die Engel der Offenbarung sind also nicht kleine, hübsche, rührende und niedliche Wesen. Sie übersteigen dermaßen alles Menschliche, daß sie uns, wenn sie unseren Daseinsbereich betreten, durch die Macht ihres Wesens gefährden. Sie sind Licht und Glut der Schöpfung, Wesen ergriffenen Schauens. Anbeter in tiefster Sammlung, Durchforscher der Tiefen der Gottheit. Die Grenzen des Raumes und der Zeit bestehen für sie nicht. Sie steigen auf, dringen ein, durchmessen den ganzen Weltbereich. Der Engel ist der im Seinsraum wesentlich überallhin Durchdringende, also für unsere Vorstellung der Fliegende. Daher denn auch das Symbol der Flügel. Die Engel stehen vor Gott. Das heißt aber: sie sind überall anwesend. In der Theologie des heiligen Paulus sind sie «Prinzipien der Welt», aus denen die Dinge gleichsam herausragen, ihre Anschauungsgestalt uns zuwenden. Hinter den Dingen, Begebenheiten, geschichtlichen Ereignissen stehen Engel und wesen uns überall, unaufhörlich, in seinshafter Gegenwärtigkeit an. Deshalb ist unsere Welt heilig und der Innenraum der Schöpfung bereits Himmel.

Gelegentlich und an auserwählten Stellen verdichtet sich die Gegenwart der Engel zur unmittelbaren Greifbarkeit. So zum Beispiel in den Kindern und in den Wehrlosen. Hinter den Wehrlosen, vornehmlich aber hinter den Kindern, die uns ja ganz wehrlos ausgeliefert sind, steht nach dem Wort Jesu Christi Gott selber, in der Gestalt des Engels. Wenn wir ihnen etwas zuleide tun, tasten wir etwas an, das unmittelbar ins Verborgene Gottes führt. Hier wird übrigens die heilige Würde der Wehrlosen deutlich. Das Kind ist ein Verdichtungspunkt der Gegenwart der Engel in dieser Welt. Das Kind, weil es wehrlos ist. Allem Wehrlosen fällt das gleiche zu. Der Engel ist ganz besonders dort gegenwärtig, wo aus dem inneren Wesen des Geschöpflichen heraus Wehrlosigkeit geschieht, wo das Sein zart und heilig wird, wo sich das Leben ins Innere neigt. Da sind überall Engel. Dort öffnet sich der Himmel.

Diese flüchtige Betrachtung über das Wesen der Engel hat uns, allerdings nur in einer ersten Annäherung, der Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Himmels nähergeführt. Denn im Himmel werden wir alle den Engeln ähnlich. Worin diese Ähnlichkeit mit diesen furchtbar-herrlichen Wesen Gottes bestehen wird, lassen wir jetzt noch dahingestellt. Am Ende unserer Betrachtung wird diese Frage von selbst eine Antwort erhalten. Worauf es uns bei dieser kleinen, einführenden Meditation über die Engel ankam, ist dies: Wir sollen den Himmel, für dessen Gegenwart die Engel nur ein schwaches Zeichen sind, ganz groß denken, das Kleine und das Verniedlichende wegtun. – Es sei nun gestattet, unserer eigentlichen Betrachtung über den Himmel noch eine Vorfrage vorzuschicken, die sich auf etwas scheinbar Nebensächliches bezieht, die uns aber dicht an die Wesensbestimmung des Himmels heranführen wird. Die Frage lautet: Wo ist der Himmel?

#### «Ort» des Himmels

In der Geschichte der Religion bekam diese Frage zwei grundverschiedene Antworten.

Die eine Grundform der Religiosität, die sogenannten «uranischen» oder Himmelgewölbreigionen, deren Einfluß auf uns Christen sehr stark gewesen ist, sucht den Ort Gottes, den Himmel, «oben». Diese religiöse Einstellung ist dem Weltgefühl der Jäger und der Nomadenhirten entsprungen, dem Weltgefühl von Menschen also, die das Geheimnis des Sternenhimmels und der glühenden Sonne mit allen Fasern ihrer Existenz erlebt haben. Am Anfang wurde dieses «Oben» wohl ziemlich räumlich vorgestellt. Doch bekam es mit der Zeit eine andere Deutung: das «Oben», wo Gott wohnt, ist nicht eine «räumliche», sondern eine Sinn-Höhe. Es ist jene Sphäre des Seins, die schlechthin über alles Weltliche hinausragt, der Ort der Entrückung, jenes, was wir nur mit einer unbedingten Anstrengung unseres ganzen Wesens, mit einem alles übersteigenden Überscritt hinauf und hinaus berühren können. Gott wohnt in einer schlechthinigen Transzendenz. Er ist der schlechthin «Darüber-hinaus-Liegende», der menschlich «Un-erreichbare». Dieses absolute «Oben» ist für uns Christen Jesus Christus, der auferstandene Herr. In seiner Himmelfahrt durchbrach er die Mauer der Welt, stieg hinauf, nicht zu den Sternen, nicht in den Weltraum, sondern absolut «hoch». Und dieses Hohe hat er mit seinem gottmenschlichen Wesen erfüllt. Das «Oben» ist dort, wo der auferstandene Herr ist. Jede Bewegung des Herzens, die auf ein «Oben» abzielt, jede Anstrengung «Hinauf» zu gelangen, ist eine Bewegung zu unserem Herrn.

Die andere Grundform der Religiosität, die sogenannten «chthonischen» oder Erdreligionen, sucht den Ort Gottes, den Himmel, «unten» oder vielmehr «innen», in der «Tiefe». Diese religiöse Grundeinstellung ist dem Weltgefühl der Pflanz- und Ackerbaukulturen entsprungen, dem Weltgefühl von Menschen also, die die Fruchtbarkeit des vom Innenraum

der Erde Hervorsproßenden auf religiöse Weise erfahren haben und unaufhörlich mit der ungebändigten Macht der tropischen Vegetation zu kämpfen hatten. Diese Innerlichkeit, diese Verborgenheit, ist wiederum nicht «räumlich» zu denken. Sie ist eine Sinn-Tiefe. Sie liegt nicht etwa im Mittelpunkt der Erde oder an einem andern, räumlich definierbaren Ort. Sie ist der Bereich, der ganz unten, auf der anderen Seite der Wirklichkeit, «darüber hinaus nach innen» liegt, tiefer als unser Herz, tiefer als unser Seelengrund, tiefer als alle Tiefe der Welt. Damit ist die reine Immanenz Gottes gemeint. Auch im Innern aller Innerlichkeit wohnt Gott, und zwar in der Weise der Entrückung in das Weltall hinein. In diese Sphäre der reinen Innerlichkeit der Welt und der Seele ist Christus in seinem Niederstieg, den wir Höllenfahrt nennen, ins Herz der Erde hinabgestiegen. Er ist damit das schlechthin Innige und Verborgene des Alls geworden.

Christus ist also für uns noch unzugänglich und verborgen, absolut hoch und tief. Diese Unzugänglichkeit und Verborgenheit Christi wird im Himmel aufhören, das heißt, die Aufhebung dieser Unzugänglichkeit und Verborgenheit wird den Himmel erschaffen. Darin wird jedes Sein aufleuchten. Gott wird endgültig «da» sein, in reiner Gegenwärtigkeit. Das ist Himmel. Alles Innere ist zum Ausdruck gelangt, alle Verborgenheit ist offenbar geworden. Das Äußere ist voll Tiefe. Das Verborgene ist eingegangen in die lebendige Schwingung des offen Daliegenden. Alles Oben hat sich ausgewirkt, alles Unten ist hinaufgelangt. Alles ist erfüllt, alles ist eins. Es gibt nichts Unzugängliches und nichts Verborgenes mehr. Das Unzugängliche und das Verborgene liegen jetzt offen da. Gott, das heißt Gott in Christus, ist jetzt nicht mehr «außerhalb» und «innerhalb» der Welt; er ist selber zur Welt geworden, zu unserem gelebten Lebensraum. Oder wie das Neue Testament sich ausdrückt: er ist jetzt «alles in allem». Eine ungeheure Behauptung. Durch alles Weltliche hindurch scheint die Lichtfülle Christi, die unendlich strömende Fülle des Segens und der Schönheit. Dieser Christus, der «alles in allem» ist, wird also im Himmel unser Ort sein. Himmel ist also nicht ein anderer Ort, nicht eine andere Welt, sondern ein neuer Zustand der Welt, eben jener Zustand, in dem Christus «alles in allem» ist. Alles wird in sein gottmenschliches Dasein hineingehoben und mit ihm bis zum Rand gefüllt. Die ganze Schöpfung, der ganze Reichtum unseres Weltgebildes, die Sonne, der Mond, die Gestirne, die Räume, die Erde, das Meer, die Inseln, die Berge, die Pflanzen, die Tiere, alles ist im Himmel die Dimension Jesu Christi, des auferstandenen Herrn.

Christus hat diese Umformung des Alls in seiner vierfach-einen Tat der Erlösung und Vollendung, das heißt in seinem Tod und Niederstieg, in seiner Auferstehung und Himmelfahrt bereits vollzogen. Auch wurde er in der eucharistischen Speise zum Lebensprinzip unseres Daseins. Diese Verbundenheit des Christen und der Welt mit Christus ist aber jetzt noch nicht offenbar. Sie liegt noch in einer heiligen Vorbehaltenheit, in der Sphäre des Unzugänglichen und des Verborgenen. Im Himmel, wo alles Unzugängliche und Verborgene offen sein wird, das heißt das Obere heruntersteigt und das Untere hinaufgelangt, wird alles, was wir jetzt bereits in uns tragen, alles was wir jetzt besitzen, zum Wesensraum des Lebens. Das zentrale Element der Himmelwerdung ist also ein Offenwerden. Die Selbstoffenbarung Christi stiftet den Himmel. Himmel geschieht für uns, wenn – wie Paulus im Epheserbrief sagt – «wir zur Einheit in der Erkenntnis des Sohnes Gottes, zum Ausmaß der Größe der Fülle Christi gelangen», wenn wir also Christus in der Fülle seines Seins, in seinen die ganze Menschheit und das ganze Weltall umspannenden Dimensionen offen erkennen. Das ist übrigens auch die «Definition», die unser Herr selber vom Himmel gegeben hat: «Das ist das ewige Leben, daß sie den erkennen, den du gesandt hast.» Himmel heißt also zunächst und zentral:

## «Christus erkennen»

«Erkennen» bedeutet im biblischen Wortgebrauch keinen rein verstandesmäßigen Vorgang, sondern das «Einswerden zweier Wesen in der Liebe». Es heißt in der Genesis: «Adam erkannte Eva, seine Frau, und sie wurde guter Hoffnung und gebar einen Sohn.» Die Einswerdung zweier Menschen in der leibseelischen Liebe ist nur ein schwaches Abbild des höchsten Erkennens, das zwischen dem Erlösten und Christus stattfindet: innere Teilhabe an seiner personalen Wirklichkeit, liebende Vereinigung mit ihm, worin sein ganzes Wesen vor uns aufleuchtet und unser wird. Darin wird zugleich alles unser, was er in sich trägt: der ganze Kosmos, die ganze Menschheit, alle Reichtümer und Schönheiten der Erde, und zutiefst die Heilige Dreifaltigkeit. Schon jetzt tragen wir all das in uns. Aber noch nicht als offengewordenen Seinszustand. Im Himmel wird das alles gleichsam gelebter Bestandteil unseres Wesens, gespürt, erlebt, wirklich und untrennbar. Johannes drückt das Gesagte in seinem ersten Brief folgendermaßen aus: «Geliebte. Es ist noch nicht in Erscheinung getreten, was wir sind. Wir wissen aber, wenn Christus in Erscheinung tritt, so werden wir ihm ähnlich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist.»

Das «Sehen» in diesem Text ist ein anderes Wort für jenes «Erkennen», von dem vorher die Rede war. Es ist der Ausdruck für die höchste Vereinigung mit Gott, für das ek-statische Hinübersein des Menschen bei Gott und für das in-statische Inunssein Gottes. Das «Sehen», das hier gemeint ist, verwandelt unser ganzes Sein zu einer Fähigkeit des Hineinragens in die Gottheit. Es ist ein liebender Blick Gottes auf uns und unser liebender Blick auf Gott. Ein Vorgang, worin die ganze Schöpfung hell wird, wie Kristall.

Es besagt aber keineswegs, wie es oft (fälschlicherweise) vor- und dargestellt wird, ein unbewegliches, steifes, hölzernes Starren auf ein äußeres Schauspiel, sondern ein ewiges Hervorgehenlassen, ja Erschaffen der Welt aus unserem Schauen heraus. Überhaupt bedeutet die Ruhe, ein Begriff, der in bezug auf die ewige Seligkeit oft gebraucht wird, keineswegs Erstarrung. Nichts ist im Himmel starr und bewegungslos. Alles ist im Gegenteil in höchster Anspannung geballter Aktivität. Die ewige Ruhe ist die Weise dieses Inbewegungbleibens: die Gelassenheit, die Sammlung, die Muße, die Krampflosigkeit des Seins und des Besitzens.

Daß der Himmel nicht als Erstarrung aufgefaßt werden kann, geht aus der Unermeßlichkeit Gottes hervor, aus der Unausschöpflichkeit seines Wesens. Ist nämlich Gott im radikalsten Sinne unendlich, so muß unser Bei-Gott-sein im Himmel als ein unaufhörliches Hineinwachsen, Hineinschreiten in Gott aufgefaßt werden. Das Bei-Gott-sein ist dann zugleich ein niemals endendes Aufsteigen zu ihm. Stehen und Bewegung zugleich. Weil Gott in seinem Wesen grenzenlos ist, muß notwendig unsere ewige Wesensgemeinschaft mit ihm grenzenlos sein und fähig, immerdar mehr zu empfangen. Ein Zustand ewiger Neuheit steht uns also im Himmel bevor, eine selige Wandlung, die uns immerdar umgestaltet zu Göttlicherem hin. Gott wird im Zustand unserer ewigen Seligkeit unser ganzes Wesen restlos erfüllen. Zugleich wird aber diese Erfüllung unsere geschöpfliche Aufnahmefähigkeit so übersteigern, daß wir im nächsten Moment des seligen Mitseins mit Gott vom göttlichen Sein noch mehr erfüllt werden können. Somit ist unsere Ewigkeit ein ununterbrochenes Hineinschreiten in Gott, ein immerwährendes Hineinwachsen in Gottes eigene Dimensionen. Diese Dialektik der ewigen Seligkeit könnte erst dann ein Ende nehmen, wenn unser Wesen gänzlich mit Gott zusammenfallen würde. Da aber dies wegen der Unermeßlichkeit und Unausschöpflichkeit Gottes nie geschehen kann, dauert sie in Ewigkeit fort. Unaufhörliche Neuwerdung in restloser Erfüllung. Das ist die Struktur unserer ewigen Seligkeit. Das ist der Zustand, wo nicht Satttheit und Überdruß zu erwarten sind, wo die Begierde in

der Erfüllung sich nicht abspannt und die Sehnsucht ihre Glut in der Lust noch behält. Unsere zu Rand erfüllte Sehnsucht wird im Himmel ein frisches Sehnen nach Gott erzeugen. Die Erfüllung ist immer nur Beginn. Anfang einer noch größeren Erfüllung. Und das während der ganzen Dauer endloser Ewigkeit.

Alles, was diese Kostbarkeit des ewigen Mitseins mit Gott stören könnte, wird im Himmel endgültig abgeschafft. Himmel bedeutet deshalb Leidlosigkeit. Das ist eines der immer wiederkehrenden Themen des Neuen Testaments in bezug auf die ewige Herrlichkeit. Die Erwählten werden getröstet, sie werden gesättigt. Gott selber wird jede Träne von ihren Augen trocknen. Der Tod wird nicht mehr sein, noch Jammer, noch Mühsal. Sie werden nicht mehr hungern und dürsten. Die Sonne wird sie nicht mehr sengen, noch irgendeine Glut.

Diese Leidlosigkeit bedeutet aber in der Bibel lediglich die Kehrseite eines unendlichen Beschenktwerdens. «Es ist geschehen, sprach Gott. Dem Durstigen will ich aus Gnaden geben vom Quell des Wassers des Lebens. Der Sieger wird mich selbst erben.» Christus selbst wird den Sieger bekennen vor seinem Vater und vor seinen Engeln. Mit ihm werden wir auf dem Throne Gottes sitzen (was übrigens die Engel nie tun werden, weil Christus nicht Engel, sondern Mensch geworden ist). Wir werden leuchten wie die Sonne im Reich seines Vaters. Und schließlich das geheimnishafte Versprechen aus den Geheimen Offenbarungen, worin unsere Herrschaft über das Universum versinnbildlicht ist: «Wer siegt und wer in meinen Werken ausharrt, dem werde ich den Morgenstern geben.» Zur Ergänzung dieser biblischen Bilder ewigen Beschenktwerdens sei ein Text von Abbé *Arminjon* zitiert. Die heilige Theresia von Lisieux, eine Heilige, die ganz aus der im Glauben empfundenen Nähe des Himmels lebte, bekam ihren ersten, unvergeßlichen Eindruck über den Himmel bei der Lesung der folgenden Stelle:

«Und der dankbare Gott spricht: Jetzt bin ich an der Reihe! Wie kann ich auf die Gabe, in der meine Auserwählten sich selbst dargebracht haben, anders antworten, als daß ich mich selbst ohne Maß schenke? Wenn ich das Zepter der Schöpfung in ihre Hände legte, wenn ich sie mit den Strömen meines Lichtes bekleidete, das wäre viel; das wäre viel mehr, als sie zu wünschen und zu hoffen gewagt hätten. Das wäre aber nicht der letzte Aufschwung meines Herzens. Ich schulde ihnen mehr als das Paradies, mehr als alle Schätze meines Wissens. Ich schulde ihnen mein Leben, mein Wesen, mein ewiges und unendliches Sein. Es ist notwendig, daß ich die Seele ihrer Seele sei, daß ich sie durchdringe und tränke mit meiner Göttlichkeit, so wie das Feuer das Eisen tränkt. Indem ich mich ihnen unverhüllt, schleierlos zeige, muß ich mich mit ihnen in einem ewigen Gegenüber von Angesicht zu Angesicht vereinigen, so daß meine Herrlichkeit sie erleuchtet, sie durchdringt und aus allen Poren ihres Daseins strahlt, damit sie mich erkennen, wie ich sie erkenne, und sie so selbst Götter werden.»

Überhaupt verspricht Christus jedem sein eigenes Glück. Das, wonach er am meisten verlangt. Der Samaritanerin ewiges Wasser. Den Leuten aus Kapharnaum ewiges Brot des Lebens. Den Fischern überfülltes Netz. Den Hirten Judäas große Herde und ewiggrünen Weideplatz. Den Händlern unendlich kostbare Perlen. Und uns allen immer wieder ewiges Gastmahl, ständige Hochzeit, ein Symbol der unendlichen Beglückung im Besitz der teuersten Person unseres Lebens. Den Griechen versprechen die Apostel dann, was ihnen am meisten Glück bereitet: Wissen, Erkennen, unendliche Geborgenheit in einer harmonischen, geistigen Stadt, feierliche Prozessionen, durchsichtiges Sein, aufgebaut aus leuchtenden Edelsteinen. Und all das wird uns entgegenkommen, die Geheimen Offenbarungen beteuern es unaufhörlich in ihren ständig wechselnden Bildern und Landschaften, als fortwährende Neuheit, in einer nie endenden Abwechslung. All diese Gaben des Glücks und des Beschenktwerdens stehen aber nicht für sich, sondern strömen uns zu, gleich Wogen des Selbstschenkens Christi.

Das Unvorstellbare ereignet sich da, und wir müssen es glau-

ben, denn unser Herr hat es selber gesagt: «Selig die Diener, die der Herr bei seiner Ankunft wachend findet. Wahrlich, ich sage euch, er wird sich gürten, sie Platz nehmen heißen, und wird selber herbeikommen, um ihnen zu dienen». Gott selbst, dieser ewig dienende Gott, wird für uns «alles in allem» werden. Nicht, als ob die Dinge, die Personen und die Ereignisse aufhörten, sie selbst zu sein, sondern weil Gott selber uns in ihnen, unter tausend Gestalten, entgegenkommt und weil er ihre kleine, endliche Wirklichkeit durch seine mächtige Gegenwart hebt und aus ihnen unendliche Geschenke wirkt.

Das Schauen dessen, was wir jetzt vom Verborgenen her erahnen, das Vernehmen dessen, was bereits jetzt gelegentlich durch das Getöse der Welt wie aus einer ewigen Stille laut wird, das tastende Empfangen dessen, was wir bereits jetzt in seinen irdischen Gestalten berühren, aber nie wirklich halten können: das wird Himmel sein. Nicht Ideenwelt der Neoplatoniker, herrlich, aber blutleer und abgemagert, sondern die Fülle, bis in die Unendlichkeit gesteigerte Wohlgestalt unserer sinnhaften Wahrnehmungen, die unmittelbar Gott als Geschenk erfassen. Es wird jenes Unausprechliche geschehen, wofür die Kirche in der Hymne an den Heiligen Geist betet: «accende lumen sensibus». Das Licht Gottes wird in all unseren Sinnen aufleuchten. Es wird sich jenes ereignen, was die Mystiker und auch die tief religiösen Menschen bereits jetzt in zahlreichen Spiegelungen erfahren: Gott wird von uns gesehen, gehört, getastet und geschmeckt. So wird im Himmel alles Geistige in den Bereich des Sinnhaften, und alles Sinnhafte in den Bereich des Geistigen versetzt. Selbst Gott. Und der Mensch wird ganzheitlich der ganzen Wirklichkeit inne, welche Körper und Geist, Gestalt und Licht, Sein und Sinn in einem ist – der heilen Welt. Aller Pantheismus ist nur kindliche Träumerei gegen dieses letzte Einswerden Gottes mit der Schöpfung, wobei die Verschiedenheit nicht aufgehoben wird, sondern die Innigkeit der Zusammenschmelzung noch steigert.

Diese Unmittelbarkeit zu Gott im Himmel ist die Bedingung der Möglichkeit unserer ganzheitlichen Selbstwerdung. Schon hier im irdischen Leben – vornehmlich in der Liebe – erfahren wir Folgendes: erst indem wir uns loslassen, uns von uns selbst befreien, werden wir wirklich «wir selbst». Im Himmel wird nun die ganze Person zur Hingabe, zur Selbstloslösung, zum «Sich-in-Gott-hinein-Vergessen». Der gierige Griff, mit dem sich der Mensch bis dahin an sich selbst festhielt, löst sich jetzt und unser ganzes Sein liegt da, hingehalten auf der liebenden Hand der Selbsthingabe, als leuchtendes Geschenk. Im Himmel vollzieht sich unsere radikale Kleinwerdung, und gerade darin werden wir groß, erlangen einen unbedingten Bestand. Ein Verschwimmen und Verlorengehen im überreichen Leben Gottes, wodurch wir aber nicht aufhören, Geschöpfe zu bleiben. Der Mensch verliert sich, und sein Verlorensein macht ihn zum Vollendeten. Übrigens vollzieht sich ein Ähnliches in der Eucharistie: das Geschöpfliche wird dermaßen klein, gibt sich so radikal auf, daß es seine Eigentlichkeit, seine Substanz in Christus hinein verliert. Verheißung ewiger Größe an unserem ewig währenden Kleinsein. Wir verlieren uns ganz an Gott, und erhalten uns selbst ganzheitlich und vergöttlicht zurück: So wird der Mensch im Himmel «er selbst». Alles, was wir im Leben erstrebten, halb verwirklichten, und auch alles, was wir nicht sein konnten, was uns verborgen, versagt, als totgeborene Möglichkeit gegeben war, erblüht jetzt zur vollen Wirklichkeit. Und wir verstehen, daß wir nie etwas verloren haben, am wenigsten das, worauf wir in unserem Leben verzichteten.

Unser Leib selbst wird zu unserer Person, zum vollendeten Ausdruck unseres inneren Seins. Ein Leib, den wir in der Kraft Gottes uns selber erschaffen, und nicht, wie in unserem irdischen Leben mit all seinen Einengungen und Vorausbestimmungen, von den Eltern bloß erhalten. Ein Leib, von einer neuen und nie endenden Mächtigkeit des Geistes geformt, ganz

aus dem Göttlichen herkommend und immer wieder ins Göttliche zurücktauchend. Erst jener Leib ist ganz vollendet, der in den Geist ganzheitlich aufgenommen ist. Was Menschenleib wirklich bedeutet, wird erst im Himmel, im Zustand der Auferstehung und Verklärung deutlich. Nicht für sich abgegrenzt, nicht eine Schranke gegen die Welt, gegen die Menschen und gegen Gott, sondern Ausdruck einer ganzheitlichen Vereinigung mit dem All. In einer unbedingten Hingabe an Christus werden wir also im Himmel «wir selbst». Das ist das Grundgesetz geistiger Schöpfung: für jeden werden die besten Früchte von einer Hand gepflückt, die nicht die seine ist. – Daraus erhellt übrigens auch, daß wir den Himmel nicht so sehr in uns selbst als in den anderen Personen, vor allem in Christus, aber auch in den anderen auferstandenen und verklärten Menschen, finden werden, und erst nachträglich, im Mittelpunkt der von den ändern her zu uns zurückströmenden Liebe, in uns selbst. Das ist die nächste Grundbestimmung des Himmels. Er ist ein zum Zustand gewordenes

### Mitsein in der Liebe.

Die geliebten Menschen unseres Lebens werden für uns Himmel. Das geliebte Du entfaltet sich im Himmel zur ewigen Beglückung. Unsere verklärte Liebe zueinander schafft neuen Seinsraum. Die Liebenden erfahren übrigens bereits jetzt, im irdischen Leben, freilich nur dunkel und geheimnishaft, eine ähnliche Umwandlung der Welt im Licht der Liebe. Überall spielt schon jetzt die Liebe ihre Verzauberung. Die Straße oder Stadt, worin der geliebte Mensch wohnt, vergoldet sich, wird zum Fest. Sein Name strahlt auf die Steine, Ziegel und Gitter aus. Im Himmel wird all das zur seinsschaffenden Wirklichkeit.

Aus der Glut der sich ineinander verlierenden Blicke der Liebenden entsteht im Himmel der neue, leuchtende Kosmos. In ihrem ewigen Mitsein, in ihrer immerwährenden Umarmung geschieht neues Sein. Wir erfahren das Warme, das Strahlende, das Lebendige, den verschwenderischen Reichtum jenes Menschen, den wir lieben, und jubeln mit ihm und danken Gott für ihn. Sein ganzes Wesen, die Weite seiner Seele, die Geräumigkeit seines Herzens, das Schöpferische, das Umfassende, das Erweckende seiner Gegenliebe, wird uns endgültig zum Geschenk. Durch die vergangenen Freuden seines irdischen Lebens ist er noch freude-fähiger, freudeempfindlicher geworden, und in unserem Mitsein wird jetzt jede frohe Stunde weiterleben, die wir miteinander hatten. Und was er Schweres und Bitteres erlebt hatte, steht jetzt in der Ewigkeit wie ein starker Sieg, wie ein Triumphbogen unerschütterlichen Lebens. Alle vergangenen Kämpfe leben in ihm weiter als große Tragkraft der Liebe. Die Schläge des Schicksals haben eine wunderbare Weichheit und Sanftheit in seinem Wesen hinterlassen, in dem jetzt alle Dinge, alle Personen, die ganze Welt sich einprägen und ausdrücken können. Alles Dunkel, das er je geschaut, hat seine Augen glänzend gemacht und lichtfähiger für die ewige Schau. Seine Augen: sie leuchten jetzt in Unschuld wie Kinderaugen und bleiben trotzdem scharf und durchdringend. Es ist jetzt eine Milde, eine Harmonie und eine Ruhe in diesen Augen und alles ist in ihrem Blick beheimatet. Sein ganzes Wesen ist ein Sturm von Ruhe und Gleichgewicht, von Harmonie und Rhythmus. Er ist zum Herrscher der Welt geworden, königlich, sicher, bewußt und mutig. Seine Weisheit ist eine einzige Schau bis in die Weiten Gottes, die mit einem abgründigen und doch allumfassenden Blick alle Dinge umhüllt. So wird jene Person sein im Himmel, jede Person, ja gewissermaßen die ganze Menschheit in jedem ihrer Vertreter, die wir lieben, und in ihrer zum Seinszustand entfaltenen Liebe werden wir ewig Heimat finden. Ihre Liebe und ihr Wesen werden für uns zum immerwährenden Ort des Seins.

Der Himmel wird für die ändern, für jene, die wir lieben, in

uns und durch uns entstehen. Unser einsames Ringen um Gott hier auf Erden hat also eine ewige Bedeutung. Wir erschaffen Himmel, wir werden zum Himmel für jene, die wir lieben. Jene Dimension des Himmels, die Gott in uns und durch uns schafft, würde nie entstehen, wenn wir uns jetzt Gottes Macht nicht öffneten. Unser individuelles Schicksal des Gottsuchens hat also eine ewige Bedeutung und eine universale Gestalt: es ist eine Arbeit für jene, die wir lieben, ja für die ganze Menschheit, ja, noch darüber hinaus, für das ganze Universum. Es ist ein Vorstoß zu den äußersten Gemarkungen der Welt, wo die Umwandlung unserer Weltlichkeit in Himmel geschieht. Unser Gottsuchen ist jetzt noch einsam. Es vollzieht sich gleichsam in einem menschen- und weltleeren Raum. Es ist ein Drama nur zwischen Gott und mir. In dieser Einsamkeit meines irdischen Gottsuchens bin ich für meinen Teil gleichsam die am weitesten vorangetriebene Spitze der kosmischen Entwicklung. Ich mache aber damit das größte Geschenk an die, die ich liebe. Ich wandle mich in Himmel um für die geliebten Wesen meines Lebens. Die Suche nach Gott ist die zärtlichste Tat meiner Liebe zu einem menschlichen Du. Seinen Himmel, seine ewige Vollendung mache ich reicher, leuchtender, mächtiger. – Ein Mann tiefen Gebetes, der um die geistlichen, mystischen Bezüge der Welt aus innerer Erfahrung weiß, schilderte einmal den Eintritt des Menschen in den Himmel mit folgenden Bildern:

#### «Der Anfang»

«Aus der Agonie des Sterbens plötzlich erwacht, ganz selbst geworden, in einer mein Dasein restlos zusammenfassenden Entscheidung für Gott, öffnet sich vor mir eine neue, tiefgewordene, geistig durchsichtige Welt. Scharen von verherrlichten Wesen strömen mir entgegen. Das Himmels-

gesamt dreht sich um mich, wie um seine eigenste Mitte. Zu mir die Bewunderung und die Liebe, ja die Anbetung der Heiligen u Engel. Anbetung: sie gilt nicht meinem schwachen, geschöpft kleinen und nichtigen Sein, sondern dem, dessen durchsichtiges ich geworden bin. Alles um mich herum liegt da wie im Mittagslicht göttlichen Liebe. Ich schreite mit königlich gewordener Gebärde die verbeugten Gestalten gesammelter Wesentlichkeit. Bis mich auf ein vertrautes, aber erst jetzt in seiner Fülle empfundenen Gefühl h Schauders erfaßt und durch all meine Adern rauscht. Gott ist da. Nun stehe ich stumm, denn es ist nicht an mir, zu sprechen. Die göt. Personen kommen mir jetzt entgegen. Sie danken mir, daß ich a Liebe geglaubt habe. Sie bewundern mich Winzigen, den eine unbe Berührung zunichte machen könnte und dessen besten Gedank dahin Dinge zugesellt waren, die, dächten die Engel sie, sie bli ihres Lichtes berauben würden. Sie bewundern mich, daß ich den H erobert habe. Plötzlich weiß ich, daß ich nichts bin, obwohl ich so C vollbracht habe, daß die Himmelstiefen sich darob in Staunen er;

Alles ist Geschenk. Die göttlichen Personen sagen mir nun unruhig ihr Herz war, bis es in mir Ruhe fand. Sie schenken mir Ihr Wissen, um das Weltall und alle Menschen- und Engelherz erkennen. Ihr Wollen, um das ganze Sein zum liebenden Dienst zu he Ihre Liebe, um sie mit ihrer eigenen Liebe umfassen zu können un Seiende in ihnen. Mein Sprechen verstummt.»

Die Worte dieser Meditation müssen auch verstummen den Leser mit seinen gebetserfüllten Ahnungen allein lassen. Er soll aber keine Angst haben, den Himmel seinen menschlichen Vorstellungen auszumalen. Die menschlichen Vorstellungen sind heilig, und wir haben ein Recht die Vermenschlichung des Göttlichen und des Himmlischen. Der unwiderruflichen Vermenschlichung Gottes, die in Menschwerdung Christi geschehen ist, können wir es in Eikeit nicht gleichtun.

Ladislav

## SOZIOLOGISCHE ASPEKTE ZUR FRAGE DER GEBURTENBESCHRÄNKUNG\*

### Mikrogenetische Aspekte

Das Problem der kinderreichen Familie in der industriellen und städtischen Gesellschaft.

Neben dem Problem der Gesamtbevölkerung gibt es aber auch das individuelle Problem der kinderreichen Familie, das die einzelnen Eltern vor verantwortungsschwere Aufgaben stellt.

► Die soziologischen Gegebenheiten der Umwelt der Familie und die Familie selbst haben sich in den letzten 200 Jahren wesentlich gewandelt.

In einer bäuerlich bestimmten Welt alter Prägung mit ihren (relativ) stabilen Verhältnissen und ihrem gewaltigen Bedarf an Arbeitskräften war jedes Kind zugleich eine willkommene Arbeitskraft, die zugleich die wirtschaftliche Kraft der Familie stärkte. Kinderreichtum war auch wirtschaftlicher, ja politischer und gesellschaftlicher Reichtum. Die ganze Familie arbeitete und verdiente gemeinsam auf dem bäuerlichen Familienbetrieb.

In der industriellen Gesellschaft dagegen wird zunächst nur der Mann (und zwar außerhalb der Familie) als Arbeitskraft beschäftigt, und wo Frau und Kinder ebenfalls zum Erwerb gezwungen sind, wird die Familie erst recht auseinandergerissen und geschädigt. Das Familieneinkommen steigt nicht mehr mit der Kinderzahl, sondern der Lebensstandard sinkt im Gegenteil mit jedem neuen Kind, da das Einkommen allein von der einzigen Arbeitskraft des Vaters abhängt. Die kinderfrohe Familie ist von sozialer Deklassierung bedroht, weil ihr Einkommen mit dem Einkommen der Kinderlosen gleichgestellt, das Einkommen je Kopf aber mit jedem Kind wesentlich geringer wird (sofern nicht eine Kinderzulagen-Organisation einen entsprechenden Ausgleich schafft).

Darum haben alle bäuerlichen Gesellschaften, ob in Europa oder China oder Indien oder Amerika, viele Kinder, alle städtischen und industriellen Gesellschaften dagegen (sofern sie nicht eine bewußte Familien- und Kinderpolitik betreiben und Ausgleich schaffen) wenig Kinder. Das ist eine sozio-

logische Gegebenheit auf weltweiter Basis und hat mit moralischen Stand der Bevölkerung wenig oder nichts zu

► Die Medizin hat die Kindersterblichkeit sehr erheblich gemindert. Früher starben im Durchschnitt von zehn Geburten die Hälfte im frühen Alter, so daß die Familie meist in der hohen Geburtenzahl nicht den entsprechenden Umsatz erreichte.

Auch die Sterblichkeit der Erwachsenen durch Seuchen, epidemien, Tuberkulose usw. ist erheblich zurückgegangen und Lebenserwartung gewachsen.

Um denselben Geburtenüberschuß zu erzielen wie früher genügt die Hälfte der Geburten von früher. Bei gleichbleibender Geburtenziffer steigt die Bevölkerungszahl und die Zahl der kinderreichen Familien doppelt so rasch.

► Die Erziehung, Bildung und Ausbildung einzelner Kinder stellen viel höhere Anforderungen an Elternhaus, besonders an die Mutter, als früher. Das Leben differenzierter und anspruchsvoller geworden, die Kinder größeren seelischen Belastungen ausgesetzt. Auch eine kleinere Kinderzahl stellt heute an die persönlichen und finanziellen Kräfte der Eltern höhere Anforderungen als früher.

► Auch die Frau und Mutter steht anders in der modernen Gesellschaft als in früheren Zeiten. Sie hat höhere Bedürfnisse und stellt höhere Anforderungen an Bildung und Ausbildung. Teilnahme am kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Leben ihrer Zeit. Sie kann meist nicht mehr so in der Familie aufgehen wie früher. Selbst wenn sie mehrere Kinder aufzuzieht hat sie von ihrem früheren Berufsleben her das intensive Bedürfnis nach außerfamiliärem Kontakt, und dies erst wenn die Kinder einmal erwachsen und weggezogen sind.

\* Erster Teil siehe Nr. 6, S. 56 ff.



► Reflexion und Rationalität sind in der ganzen heutigen Gesellschaft, in Wirtschaft, Verwaltung, Wissenschaftsbetrieb, Gesellschaft und Politik, ständig gewachsen. Überall werden «Pläne» gemacht. Kein Wunder, daß Rationalität und Planung – Familienplanung – auch in Ehe und Familie eindringen, ja zum Teil der heutigen Zivilisations- und Kulturstufe entsprechend gefordert sind. Man läßt die Kinder nicht mehr einfach kommen oder nimmt sie hin, sondern auch hier spielen Reflexion und bewußte Planung des Lebens und der Kinderzahl eine steigende Rolle.

► Andererseits haben auch die moderne Pädagogik und Psychologie wieder erkannt, daß die kinderarme Kleinfamilie durchaus nicht ideal ist, sondern für Gesundheit und natürliches Wachstum der Kinder nach Erweiterung ruft. Das Kind braucht Auseinandersetzung, Wettbewerb, Rücksichtnahme und Rücksichtgabe im Kreis gleichaltriger Spiel- und Lebensgefährten, um sich allseitig entwickeln und erstarren zu können.

Bemerkenswert ist ferner die statistisch erhärtete Tatsache, daß Ärzte und Unternehmer auch heute relativ viele Kinder haben, während in den meisten Staaten auffallenderweise die Lehrer und die Angestellten kinderarm sind.

► Auch die Päpste und eine steigende Zahl katholischer Moralisten anerkennen die Berechtigung, in manchen Fällen die Notwendigkeit und Gebotenheit einer verantwortungsbewußten Geburtenregelung, die freilich der Natur und den Aufgaben der Ehe in der heutigen Welt gemäß sein muß.

«Die Tatsache, daß die neue Form der Bewußtseinshaltung nicht selten in der abstoßenden Form der Kinderscheu, in einer feindseligen Einstellung gegen die kinderreiche Familie und in der Propagierung unnatürlicher technizistischer Methoden zur Erreichung eines Geburtenrückgangs an die Öffentlichkeit tritt, könnte leicht dazu verleiten, nicht nur die Entartung des Zeitgeistes, sondern überhaupt die für unsere Zeit typische Bewußtseinsform in Bausch und Bogen zu verurteilen. Dies wäre jedoch sowohl vom Standpunkt der Soziologie als auch von der Moral- und Pastoraltheologie aus ein verhängnisvoller Fehler.

Die große geschichtliche Aufgabe der christlichen Eheleute in dieser Weltstunde ist sicher nicht der utopische Versuch einer Rückkehr zu rein spontaner, unreflektierter Einstellung zum Kind, was doch nicht gelingen kann, sondern die freudig übernommene Verantwortung. Diese personale, ganz bewußte Haltung bedeutet im Rahmen der heutigen Zivilisation und Kultur einen viel deutlicheren Gegensatz zu rein technizistischem Nützlichkeitsdenken, als unverantwortete Spontaneität, die in manchen Lagen angesichts der heutigen Erkenntnisse der Zusammenhänge objektiv sogar als unverantwortlich zu bezeichnen wäre.

Würden wir heute mit dem gleichen Tonfall und mit der gleichen Formulierung wie vor hundert Jahren predigen: ‚Die Gatten sollen die Kinder annehmen, wie sie kommen‘, so gäbe das Anlaß zu einem schweren Mißverständnis; viele würden meinen, die 3–5 % der untersten sozialen Schicht, die zu einem nicht geringen Teil wegen Vernachlässigung der Kindererziehung als asozial bezeichnet werden und tatsächlich rein instinktiv und unüberlegt Kinder zeugen, würden ihnen als das gültige christliche Vorbild hingestellt. So geriete die christliche Ehemoral durch unsere Schuld in die allgemeine Ablehnung jenes Verhaltens, das tatsächlich ebensowenig der christlichen Moral wie den Vorstellungen des heutigen Menschen entspricht. Es ist zuzugeben, daß in der landläufigen Predigt und in den alten Moraltraktaten dieses Mißverständnis teilweise mehr oder weniger immer noch hervorgerufen wird. Die offizielle Lehre der Kirche lautet jedoch anders.

Als oberster Lehrer der Kirche hat sich Papst Pius XII. wiederholt und deutlich im Sinne einer bewußten sittlichen Verantwortung der Elternschaft ausgesprochen, am nachdrücklichsten bezüglich der gesundheitlichen Erwägungen in der berühmt gewordenen Ansprache an die Hebammen.

Bei den führenden katholischen Soziologen und Moraltheologen wird die bewußte Haltung der Verantwortung im Wecken neuen Lebens immer deutlicher betont. Nur einige Belege dafür:

Weihbischof Suenens schreibt: ‚Die einzige des Menschen und des Christen würdige Einstellung ist jene, die Vernunft und Glauben zu Rate zieht, wenn es gilt, diesen Akt erhabener Mitwirkung mit dem Schöpfer zu setzen‘. S. de Lestapis S. J. betont die hohe Bedeutung der auch soziolo-

gisch klar zutage tretenden Unterscheidung ‚zwischen Geburtenkontroll in einem der Kinderfreudigkeit abträglichen Sinn und der Planung der Geburten, die durchaus vereinbar ist mit der heiligen Bereitschaft, der Schöpfungsauftrag zu erfüllen‘ (Bernhard Häring, «Ehe in dieser Zeit» Verlag Otto Müller, Salzburg, 1960, S. 359/60).

Besonders seit drei Jahrzehnten bemüht sich die katholische Moraltheologie nachhaltig, den neuen Gegebenheiten wie auch dem differenzierten Bewußtsein des heutigen Menschen gerecht zu werden, ohne unabdingbare Werte der Würde und umfassenden Verantwortung des Menschen preiszugeben. Zweifellos sind manche überkommenen Argumentationen früherer Jahrhunderte, manche Auffassungen auf biologischem, psychologischem und soziologischem Gebiet überholt und unhaltbar, durch neuere Erkenntnisse ersetzt worden. Zweifellos braucht es zur Sicherung des Wachstums der Menschheit nicht mehr die großen Geburtenzahlen wie früher. Die Einstellung zum Leib und seinem Leben ist eine andere geworden. Die Sexualwissenschaft hat manche neuen Erkenntnisse gebracht, von denen auch die Moral nicht völlig unberührt bleiben kann.

Niemals wird die katholische Moral die hemmungslosen Geburtenbeschränkungsfeldzüge mitmachen, die von manchen mit einem geradezu sektiererischen Eifer betrieben werden und die bloß zu Hemmungslosigkeit und negativer Auswahl führen können.

Andererseits aber hat man gelernt, das Sexualgeschehen ganzheitlicher als früher, als eine komplexe Einheit, zu sehen: die Zusammengehörigkeit von Biologie und Psychologie, von Triebleben und Persönlichkeit, von individuellen Anliegen und menschheitlichen Forderungen. Vor allem wird der einzelne Sexualakt nicht nur im Sinn der Fortpflanzungsfunktion, sondern stärker im Sinn der Bedeutung für das Partnerschaftsverhältnis und die gegenseitige und gemeinsame Persönlichkeitsbildung gesehen und in den gesamten Lebenszusammenhang eingeordnet; zugleich werden die Lebensumstände, die Zeitverhältnisse und Kulturgegebenheiten, die Zusammenhänge mit den Volks- und Menschheitsanliegen stärker berücksichtigt.

Darüber mögen sich auch manche neue Formulierungen alter Postulate ergeben, die vielleicht aus ihrer zeitgebundenen Gestalt auf ihren wahren und letzten Gehalt zurückgeführt werden müssen. Manche Formulierung aus einer anderen Kulturstufe ist dem heutigen Menschen unverständlich geworden und muß ihm, auf ihren Kerngehalt zurückgeführt, in neuer Gestalt zugänglich gemacht werden.

Es wird mehr auf die Sinn- und Zielhaftigkeit des Sexuellen und menschlichen Gesamtverhältnisses zwischen Mann und Frau und nicht so sehr auf den einzelnen Akt abgehoben werden müssen. Selbstverständlich wird auch der einzelne Akt dem Gesamtgeschehen irgendwie ein- und untergeordnet bleiben müssen, sei es direkt, sei es indirekt. Aber es geht nicht an, allzu eifertig sämtliche Ziele des Gesamtverhältnisses gesamthaft, unteilbar und unmittelbar auf jeden einzelnen Akt anzuwenden zu wollen. Entscheidend ist, daß diese Akte die Sinnrichtung des Gesamtverhältnisses, das verdientermaßen ein viel stärkeres Gewicht erhält, nicht zerstören oder wesentlich beeinträchtigen. Nach Ausweis der Biologie, Psychologie und Pädagogik soll, kann und darf gar nicht jeder einzelne Akt je alle einzelnen Ziele und Zwecke des Gesamtverhältnisses verwirklichen, wohl aber müssen sie alle in irgend einer vernünftigen Weise der Verwirklichung des Gesamtzweckes, direkt oder indirekt, unmittelbar oder mittelbar dienen.

Immer aber wird bleiben: das Verhältnis zwischen Mann und Frau, das sexuelle Geschehen zwischen beiden darf nicht der bloßen Willkür anheimgegeben werden, sondern muß höheren Gesetzen gehorchen, die weit über die Biologie, aber auch weit über private Interessen der beiden Liebenden hinausreichen und gesamt menschlichen Anliegen und Aufgaben dienen.

Die Weitergabe des Lebens ist vom Schöpfer in ein wunderbares Ganzes von Trieben und Gefühlen, personaler Hingabe und personaler Verantwortung, gegenseitiger Liebe und gegenseitiger Ehrfurcht, persönlicher Entscheidung und menschheitlichen Erfordernissen eingebettet worden.

Je mehr die Menschheit voranschreitet, desto mehr wird auch das einst unbefangene Leben der Natur der rationellen Planung und Entscheidung des Menschen im Hinblick auf seine Würde und letzte Bestimmung überantwortet. Die Sexualität

## PRIESTER-SILHOUETTEN

Die folgenden Bilder wollen keineswegs bloß interessante und vielleicht auch lehrreiche Episoden aus dem Leben verschiedener Priester wiedergeben. Sie werden alle mit dem gleichen Augenpaar eines und desselben Mannes gesehen, der ein Laie in der Kirche ist. Man redet heute viel vom notwendigen Gespräch zwischen Laien und Priestern. Ein Stück Bewußtwerdung der Kirche liegt darin. Wir dachten, sie darf sich nicht allein auf der Ebene der abstrakten Reflexion vollziehen, sie muß sich sehr konkret vollziehen und Ereignis werden. Ein Beispiel dafür sind diese Silhouetten; immer schimmert durch die so ganz verschiedenen einzelnen Begegnungen mit je anderen Menschen die gleiche Frage durch: Was ist der Priester? (die Red.)

Man begegnet manchen Priestern während eines langen, oft leidvollen Lebens, in das doch immer wieder der Lichtstrahl und die hegende Wärme echt menschlicher Liebe drangen und mit der ewigen, kraftspendenden Hoffnung den Glauben an Gott und seine Kirche wachhielten. Wenn ich heute einigen von ihnen diese Zeilen widme, so nicht, um ihnen Kränze zu flechten, sondern um zu zeigen, wie sie auf den Laien wirkten; einige Erinnerungen an sie und ihre Art sind vielleicht auch heute nicht unnütz.

Er trat an das Bett meiner Mutter, die im «Theodosianum» in Zürich, dem Tode nahe, dort lange darniederlag. Ich sehe diesen Benediktinermönch noch wie heute: er war die personifizierte Hoffnung. Nicht die eines leeren Optimismus oder die der allzu ölig intonierten Stimme für das Reich, das nicht von dieser Welt ist, nach dem eine junge, schöne Frau und Mutter von zwei Kindern noch kein ausgesprochenes Verlangen hatte, obwohl sie über diese unsere Welt ihre eigenen Gedanken haben mußte. Wohl aber jene Hoffnung des Priesters, der um die lebendige Gnade der Liebe weiß, die in den schwersten Augenblicken unseres Lebens herabsteigt und unsere Seele langsam vorbereitet.

Warum er mir besonders zugeneigt war, weiß ich nicht. Denn was das «Katholische» anbelangte, gab davon wohl nur mein Taufschein Zeugnis. Aber diese Zuneigung beruhte auf Gegenseitigkeit; ich liebte ihn, und mein Vertrauen in ihn war unerschütterlich. So blieb der Kontakt zwischen uns auch dann, als meine Mutter längst genesen war und ich langsam vernünftiger wurde. C'est une façon de parler!

Man soll mir doch einmal sagen, wie man «vernünftig» werden kann zwischen den Männern der «revolutionären» deutschen Literatur um die Jahrhundertwende, wie Frank und Donald Wedekind, Hartleben, die Gebrüder Hart, Wilhelm Bölsche und wie sie alle hießen, die uns oft täglich besuchten; oder den radikalsten Sozialisten und russischen Revolutionären (darunter auch Lenin), die ich im Hause einer befreundeten Familie fast jeden Sonntag traf; oder einem Ethiker und Moralisten, wie Friedrich Wilhelm Foerster, von dem ich einer der ersten Schüler wurde; ganz abgesehen von seinem Freund, Professor Saitschick, dem universellsten Menschen, den ich je kennenlernte (in dieser Hinsicht gebe ich Spengler völlig recht). Mit diesen beiden sprach ich allerdings nie über meine anderen Begegnungen oder über Politik schlechthin, vielleicht weil sie selbst nie mit mir darüber sprachen, vielleicht, ja wahrscheinlicher, weil ich diese verschiedenen «Welten» aus einem gewissen Instinkt heraus getrennt halten wollte, schon weil ich keine Brücke zwischen beiden sah.

\*

Aber mit einem sprach ich über alles. Namentlich wenn es zu kunterbunt und zu wild in mir aussah, fuhr ich hinauf ins

ist davon nicht ausgenommen. Sie muß dem Leben dienen der Seele ebenso wie dem Leib, der Zeugung ebenso wie der Vollendung der Persönlichkeit, dem Leben des einzelnen ebenso wie dem Leben der Menschheit.

Die Zeugung ebenso wie die Enthaltung von der Zeugung sind keine isolierten Taten, sondern haben, ob gewollt oder nicht, eine zu verantwortende Beziehung zu den höheren Zielen der Person wie der Menschheit.

Jakob Da

Kloster Einsiedeln. Lieber, guter, ach so erfrischender Pater *Sigismund de Courten*, was habe ich dir alles zu verdanken! Nie habe ich es vergessen, nie werde ich es vergessen! Man glaubt ja nicht, daß er sofort daran gegangen wäre, einen «guten Katholiken aus mir zu machen. Ihm lag jedes «machen» fern. Er war einer jener Priester, die zu lebensnah und zu lebensnah waren, um nicht zu wissen, daß man auf ein ungepflügtes, von Unkraut volles Feld nicht sät. Er ließ mich erzählen, so kunterbunt, wie es in meinem Innern aussah. Und er wußte zum voraus, was hinter alledem für Fragen stand: «Das sind doch alles Menschen, die in irgendeiner Form den andern helfen wollen! Das sind doch keine Gauner und Verbrecher. Das sind doch alles gute, teilweise liebe, teilweise selbst bis zum letzten aufopfernde Menschen! Ich habe doch selbst gesehen, wie sie sich gegenseitig halfen, wie man sich von einem Liter Milch und ein paar trockenen Brotscheiben nährten, nur um nicht die Hilfskassen in Anspruch zu nehmen, da es noch viel Ärmere gab als sie. Warum abgehen sie so verschiedene Wege? Warum bekämpfen sie die einen oder jene, die doch auch wie sie, wenn auch auf einem anderen Weg, das gleiche wollen: nämlich den andern aus ihrer Not und aus ihrem Elend helfen?» In all diese und manch andere Fragen brachte er eine gewisse Rangordnung, ordnete Gedanken vom Leben aus – und dies oft mit einem prachtyc len, trockenen Humor. Dann gingen wir durchs Kloster, und er auf dies oder jenes meine Aufmerksamkeit lenkte und vor uns, ohne daß ich es sofort merkte, plötzlich in einer anderen Welt standen, von der eine majestätische Ruhe ausströmte. «Jetzt aber muß ich gehen», sagte er. «Geh' jetzt in die Kirche und setze dich vor das Gnadenbild. Wir kommen alle gleich zum Ave Maria herunter. Das mußst du dir einmal hier anhören; es wird dir gefallen. Und dann fahre nach Hause. A Wiedersehen mein Lieber.»

Ich war beinahe allein in dieser gewaltigen Kirche. Die Orgel fing an und ich sank in die Knie. Nicht weil man es «so tun mußte» weil ich mußte! Und als der lange Zug kam, das Internat der Abt, die Mönche, und alle sangen, da war ich ganz weit weg von der Welt, aus der ich kam. Habe ich gebetet? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich – längs des Zürichsees nach Hause fahrend – ein anderer Mensch war. Nein, so schnell geht das nicht. Aber ich fing an, mich zu fragen: ja hör mal was für einen Weg gehst du denn eigentlich? Was für ein Ziel hast du denn? Sie alle, deine Freunde, sie haben eines – und du?

\*

Mehrere Male sprach ich mit dem verstorbenen Kardinal *Hlon* Primas von Polen, allerdings weniger über religiöse Fragen, in denen er mir Integrität zu sein schien, wenn auch in jener warmblütigen «weanerischen Liebenswürdigkeit», die ihm eigen war, wenn er deutsch sprach. Ein Freund von ihm erzählte mir folgendes Erlebnis: Kardinal Hlon liebte es im schnellsten Tempo Auto zu fahren. So fuhr er mit ihm auf eine kurze Inspektionsreise, die er, wie so oft, nicht ankündigen ließ. In einem Dorf sah er, wie einige Leute mit einer

Täufling vor dem Kirchentor standen. Er ließ anhalten, ging ins Pfarrhaus und frug, wo der Pfarrer sei. Er schlafe noch. Worauf der Kardinal wortlos in die Sakristei ging, um dann selbst die Taufe vorzunehmen. Der Pfarrer, der in der Zwischenzeit von dem Besuch benachrichtigt worden war, stand gegen Ende der Zeremonie dabei. Man sah es ihm an, daß ihm dabei nicht sehr wohl zumute war. Nach Beendigung der Taufe fuhr der Kardinal wortlos ab. Keine Rüge? frug ich. Ach wo, man «roch» ja förmlich, warum der Pfarrer noch geschlafen hatte. Ich selbst hatte mich in der Zwischenzeit erkundigt. Am Tag vorher war in diesem einsamen Dorf eine Hochzeit. Man kann sich denken, was das in der einsamen Pfarrei und für einen braven Mann, wie den Pfarrer, bedeutete. Daß dabei etwas mehr als üblich Slibowitz getrunken wurde, und dazu noch gratis – soll man daraus gleich viel Aufhebens machen? Wer noch nie ein Glas zuviel trank, der werfe einen Stein auf diesen armen Menschen, der keine Freuden in diesem verlassenem Winkel kennt und der – was der Kardinal wußte – mit seiner ganzen Gemeinde verwachsen war.

Integrist hin, Integrist her – diese Art von Seelsorge, sowohl für den Täufling als auch für den Pfarrer, gefiel mir. Die größten Theologen mögen noch so sehr über den Sinn und die Art von Gottes Wort streiten – das Wesentliche liegt nicht hierin, sondern im Zeugnisablegen. Der Kardinal bezeugte es in zweifacher Hinsicht; was kann ich dafür, daß ich mich darüber freute?

Zu gleicher Zeit (Dezember 1930) wurde ich vom *Nuntius in Warschau* zu einer Privatunterredung empfangen. Wir sprachen über das deutsch-polnische Verhältnis. Er frug mich, welche Möglichkeiten ich sähe, wie er helfen könne, das Verhältnis dieser beiden Nationen zu verbessern. Ich antwortete – auf den Konzertflügel deutend, der in dem großen Zimmer, in dem wir uns befanden, stand –: «Sehen Sie, Eminenz, wir Deutsche haben große, weltbekannte Komponisten, von denen vielleicht das Genie eines Beethoven oder Bach zu den Größten gehören. Es ist klar, daß wenn im Vatikan oder vor dem Heiligen Vater selbst ihre Symphonien, Sonaten oder Fugen durch erste Künstler vorgespielt werden, sie davon erheblich beeindruckt werden und sagen: „Ja, es sind doch die größten Genies der Musik.“ Wenn Sie, Eminenz, nun aufstehen und darauf aufmerksam machen, daß eine Etude, der Totenmarsch, ja sogar eine Mazurka von Chopin, wenn auch nicht so gewaltig, aber doch sehr bedeutend seien, vielleicht schon deswegen, weil sie dem allgemeinen polnischen, so liebenswerten Volkscharakter ganz besonders entsprechen, und wenn es Ihnen dann gelingt, daß diese polnische Stimme dort in vermehrtem Maße Gehör findet, dann glaube ich, daß damit schon manches gewonnen wäre.»

Die Antwort, die mir der Nuntius darauf gab, möchte ich in diesem besonderen Fall nicht unterdrücken, obwohl sie ein Lob für das Vorhergesagte war: «Ich möchte öfters solche echt katholische Worte von einem Deutschen auf diese beängstigende Frage hören.» Anders ausgedrückt: er hörte sie nicht oft!

Warum kommt mir diese Unterredung nach so langer Zeit in Erinnerung? Wohl weil zu gleicher Zeit, als der deutsche Katholikentag in Hannover stattfand, über eine halbe Million katholischer Polen vor der schwarzen Madonna von Czenstochau im Gebet knieten, deren vom Nuntius geweihtes Bild ich seit 32 Jahren ständig auf mir trage. Vergeblich wartete ich darauf, daß man von Hannover aus den bedrängten Glaubensbrüdern eine Grußbotschaft sende mit der Versicherung, daß man auch in Hannover die Mutter Gottes bitte, für uns Sünder Fürsprecherin zu sein, damit uns aus unserem gemeinsamen Glauben an Jesus Christus, unseren Herrn, die Kraft erstehe, den Frieden zwischen unseren Völkern vorzubereiten. Um so dankbarer sind wir dem Bischof von Hildesheim, des polnischen Volkes gedacht zu haben.

\*

Kurz vor dem Krieg lernte ich in Paris den Erzabt eines nicht-französischen Klosters kennen. Ein äußerst intelligenter, hochgebildeter Herr, und ein entschiedener Nazigegner, der von denjenigen Herrschaften, die Hitler die Steigbügel hielten und ihm zur Macht verhelfen, alle Interna kannte. Wo er nur konnte, hatte er ihnen Knüppel zwischen die Beine geworfen. Er verstand sich ausgezeichnet mit dem damaligen Erzbischof von Paris, Kardinal Verdier. Als der Krieg begann, fuhr er nach

Nordafrika; jedenfalls erhielt ich von dort ein letztes Lebenszeichen von ihm.

Er war ein Priester von verhaltener, gezügelter Kraft. Wo er helfen konnte, half er; kein Weg, keine Arbeit, kein notwendiges Einschreiten war ihm zu viel. Wir selbst – meine protestantische Frau und ich – verdanken ihm wohl die schönsten Stunden unseres Lebens. Das Kommen des neuen Regimes in Deutschland sah er seit langem voraus. Aus seiner früheren hohen Stellung hatte er ein untrügliches Wissen um die Stärken und Schwächen der einzelnen handelnden – oder passiven – Persönlichkeiten des katholischen hohen Klerus, wobei betont werden muß, daß die «passiven» oft aktiver waren als manche andere.

Man spricht oft vom politischen Katholizismus und versteht darunter meist etwas völlig Falsches, wobei nicht gesagt sein soll, daß dieses «Falsche» als Abart nicht auch in Erscheinung tritt. Er war der geborene Vertreter eines reinen, politischen Katholizismus. Mit anderen Worten: auch die Politik durchleuchtete er wie jedes andere menschliche Problem von «Oben». Dann bildete er, unabhängig von der Partei, von allen Interessen – auch denen kirchlicher Organisationen – sein Urteil, um darnach klug und folgerichtig aus seinem Gottesglauben und nicht etwa aus irgendeiner politischen Überzeugung zu handeln.

Sollte man nicht etwas intensiver über ein Problem nachdenken: Woher kommt es, daß in unserer Zeit so manche Priester aus ihrem reinen Gottesglauben heraus in Konflikt mit – anderen Priestern kommen?

\*

In einem KZ in Südfrankreich war ich Chef der darin gefangenen Katholiken. Als die Rückdeportationen der Tausende von jüdischen Gefangenen angingen (wir ahnten warum, aber das Wort Auschwitz kannten wir damals noch nicht), rief mich der französische Direktor des Lagers und sagte mir: «Hier gebe ich ihnen die Vorschriften, auf Grund derer jüdische Insassen, auch erst kurz Konvertierte, nicht deportiert werden müssen. Ich gestatte ihnen, jede Lücke, jede Möglichkeit zu benutzen, um diese vor der Rückdeportation zu schützen. Aber sie müssen mir ihr Ehrenwort geben, daß sie nicht über diese Möglichkeiten hinausgehen: im Zweifelsfall müssen sie mich fragen. Denn bedenken sie wohl: ich allein bin verantwortlich, und meine Stellung darf nicht durch allzu kühne Kombinationen gefährdet werden. Es handelt sich dabei, wie sie bemerkt haben dürften, nicht um meine Person, sondern um das mir unterstellte Lager, das dann in sehr viel weniger wohlwollende Hände geraten könnte. Sie bekommen im übrigen einen Aumônier an ihre Seite, der ihnen helfen wird.» Der Aumônier, ein Mönch, kam. Nach drei Tagen hatte ich genug von ihm. Er schwadronierte, versprach alles, tat nichts, so daß mich das Gefühl überkam, daß er auf der andern Seite der «Barrikaden» stand und als Pétainist sehr wenig geneigt war, gegen die Hitlergewalten zu handeln.

Ich erhielt einen anderen, einen Barfüßermönch: Père *Marie Benoît*. Eine Seele von einem Priester und Mensch. Die Juden, die ihm ihr Leben verdanken, gehen weit über die Zehntausend, wenn man Italien mitzählt, wo er auch tätig war. Sofort sagte er mir: für die Freizulassenden können sie alles von mir verlangen: Geld, falsche Papiere, falsche Pässe usw., nur eines nicht: Konversionen! Hier bin ich Gott allein verantwortlich. Ich konvertiere nur, wenn ich der festen Überzeugung bin, daß es sich wirklich um den religiösen Glauben handelt und um nichts anderes. Die Tag und Nacht einsetzende Arbeit war hart und grausam. Die Tragödien, die ich dort erlebte, werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen können. Sie waren oft von antikem Ausmaß. Ja, mein lieber Père Benoît, sie haben mich zwar zu sehr gelobt, aber stets dankbar werde ich ihnen für die Zeilen sein: «Bien volontiers et bien

sincèrement je me range parmi vos amis ... Je suis loin d'avoir oublié nos conversations d'alors. L'amitié est vraiment un don de Dieu.»

\*

In der Zeit, in der in ganz Frankreich die Frage der Arbeiterpriester alle Geister bewegte, hatte ich dort einen Pfarrer, der alles andere als ein Pfarrer war, dessen evangelischer Geist und Tatendrang denen der Arbeiterpriester aber keineswegs nachstand. Ein Hüne an Kraft und Gesundheit, sehr intelligent. Für ihn war nur eines wichtig und erstrebenswert: Zeugnis ablegen! Deshalb neigte er auch zu den Arbeiterpriestern. Er kam oft zu uns und wir diskutierten lebhaft über religiöse Strömungen. Wenn dann meine Frau meinte, nun sei es genug, sagte sie: «So, jetzt wird aber gebetet.» Nicht oft dürften ökumenische Gebete so aufrichtig aus dem Innersten gekommen sein.

Ich konnte und durfte meinem Pfarrer nicht abraten, den Schritt zu den Arbeiterpriestern zu tun, aber ich setzte starke Dämpfer auf diesen seinen Wunsch, denn die Entwicklung war vorauszusehen. In der Form, in der man diese geradezu hinreißende Bewegung in die Wege geleitet hatte – eine Form, die durch den evangelischen Eifer, der jeden dieser Priester durchglühte, unentbehrliche Dämme niederzureißen drohte –, mußte der Priester immer mehr hinter den Arbeiter zurückgedrängt werden. Wenn, wie es oft geschah, Bischöfe in bestimmten Fällen für gerechte Lohnforderungen dieses oder jenes Betriebes eintraten und eventuell für die Familien der Streikenden sammeln ließen, so geschah dies nach sorgfältigster Prüfung und ohne in den eigentlichen Kampf einzutreten. Sie blieben Bischöfe, die für das Recht der Bedrückten und Beladenen eintraten, wie es ihre Pflicht war. Aber wenn der Priester, bildlich gesprochen, den Priesterrock auszog und die Arbeiterkluft anzog, dann wurde er «copain», und nichts war natürlicher, als daß er in den Kampf seiner Arbeitsgenossen um die Besserstellung des Lebensstandards mit allen Folgen hineingezogen wurde. Damit wurde er aber auch in alle menschlich-allzumenschlichen Leidenschaften hineingerissen, wobei es nicht allen gelang – Priester zu bleiben. Sie identifizierten sich aus ihrem evangelischen Geist heraus zu sehr mit den Aspirationen ihrer besonderen Schützlinge – der Arbeiter – und vertauschten ihr priesterliches Denken mit dem des Gewerkschaftsfunktionärs. Dadurch dienten sie nur einer bestimmten Berufsgruppe, wo-

durch das Bild des Priesters im Staubgewirbel des Kampfes unsicher Formen annahm, ja manchmal ganz verschwand.

Mein Pfarrer hatte das Glück, einen besonders intelligente und verstehenden Bischof zu haben, der ihn, nach mehrere Aussprachen, an die richtige Stelle setzte, wo er segensreich wirkte.

\*

Einige Silhouetten, wie sie in mein ganz kleines Leben eingriffen oder vorbeihuschen. Charakteristisch für sich, aber auch für andere. Und wesentlich für mich. Warum? Weil für mich durch sie das Problem des Priesters als sakraler Diener Gottes und als Diener des Menschen immer mehr zu einem zentralen Problem meines Denkens wurde. Darauf gehe ich jetzt nicht ein. Nur auf eines möchte ich hinweisen: seitdem der Glaube und damit die Kirche nicht mehr mit der Wissenschaft in scheinbar absoluter Gegensatz stehen, seitdem die bescheidener gewordene Wissenschaft nicht mehr glaubt, das Welträtsel gelöst zu haben (Eucken), sondern beide einander in manchen Spezialgebieten bereits als eine Ergänzung betrachte (Psychotherapie usw.), hat der Priester auf seinem ureigensten, sakralen Gebiet an innerem Gehalt außerordentlich gewonnen. Seit manchen Jahrhunderten hat die christliche Kirche noch nie über eine verhältnismäßig so große Zahl von Priestern verfügt, die auf allen Gebieten des menschlichen Zusammenlebens, nicht zuletzt auf ihrem eigenen sakralen Gebiet, so Hervorragendes leisteten, wie in unseren Tagen. Bei aller Kritik im Einzelnen und an Einzelnen – namentlich an den Gläubigen selbst – kann man sagen, daß wir vor einer Wiedergeburt gläubiger Frömmigkeit stehen, die, zum Unterschied von der mittelalterlichen Gläubigkeit, eine ich möchte sagen, wissende ist. Gerade die Wunder der Wissenschaft, die soweit gehen, daß wir wissen, wie in wenigen Stunden die gesamte Menschheit dem Tod ausgeliefert werden kann, machten die Unendlichkeit des Weltalls und damit seines Schöpfers deutlicher und sinnfälliger denn je. Damit aber auch die einzigartige Stellung der Kirche Christi und ihrer Priester. Möge man sich dessen immer mehr bewußt werden.

Hans Schwann

## Bücher

**von Wiese Leopold: Erinnerungen.** Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen, 1957, 116 Seiten.

L. von Wiese gehört zu jenen Soziologen, die Entwicklung und Verständnis ihrer Wissenschaft aufs tiefste beeinflusst haben. Von Wiese suchte nach formalen Kategorien der Soziologie, die möglichst von allen Wertungen absehen sollten. Er ist auf diesem Weg ziemlich weit vorangekommen. Aber dieser Weg hat seine engen Grenzen und in die Tiefe der eigentlichen Geschehens, dort wo die eigentlichen Triebkräfte liegen vermag er nicht vorzustoßen. Immerhin wurde hier notwendige und sachliche Arbeit geleistet, die nicht mehr wegzudenken ist. In den vorliegenden «Erinnerungen» schildert der Altmeister (geb. 1876) seine Lehr- und Wanderjahre. Hier steht viel Lehrreiches. Die spätere Zeit bietet einen nüchternen und schlichten Bericht über das äußere Geschehen, nicht ohne Eindruck zu hinterlassen. Da

**Herausgeber:** Apogetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

**Druck:** H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

**Abonnements- und Inseratenannahme:** Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

**Abonnementpreise:** Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.–; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.–. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. **Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement.** – Belgien-Luxemburg: bFr. 190.–/100.–. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. – Deutschland: DM 15.–/8.–. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Post A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.–/13.–. Einzahlungen an P. J. Ståubli, Høstrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 17.–/9.–. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.–/1200.–. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142 181. Sch. 90.–/50.–. USA: jährlich \$ 4.–.

Neu im Tyrolia-Verlag

JOSEPH ERNST MAYER

**Siebzigfältige Frucht** vom Gotteswort im Kirchenjahr.

I. DIE LESUNGEN

224 Seiten, Fr. 7.80

Der Prediger wird aus der spritzigen, manchmal spitzigen Sprache und der gegenwartsbezogenen Exegese vieles für seine Verkündigung lernen, der gläubige Christ einen neuen Zugang zur Liturgie finden, der Suchende das gelebte Christentum als durchaus aktuell annehmen.

II. DIE EVANGELIEN

228 Seiten, Fr. 7.80

Auch hier ist es dem erfahrenen Großstadtseelsorger gelungen, mit immer neuen Blicken auf die pluralistische Gesellschaft von heute dem Evangelium eigenartige und ansprechende Aussagen abzugewinnen.

Neue Tyrolia-Geschenktaschenbücher bei Ihrem Buchhändler